

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 110. Bromberg, den 14. Mai 1930.

Der eine, der entkam.

Geschichte einer abenteuerlichen Flucht.

Von **Johannes Bergmann**, Hellerau.

(1. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

2. Das Geheimnis der Fünf.

„Wer sich der Lagermauer nähert, wird angeschossen!" Der Satz, der einem allenthalben an der Lagergrenze begegnete, verriet eine gewisse Gutmütigkeit und kindliche Auffassung unserer Machthaber. Es war nämlich nicht anzunehmen, daß einer von uns, mochte er auch in Zivil akrobatische Schaustücke gegeben haben, über die hohe Lagermauer sprang, die noch dazu ringsum einen kunstvoll verstrickten Stacheldrahtgürtel trug, und zwar als weitere Erhöhung. Es war auch nicht anzunehmen, daß einer, wenn er wirklich hätte darüber klettern wollen, dies angesichts der dichten Postenkette getan hätte. Man hätte solch einen Flüchtling draußen ruhig in Empfang nehmen können, ohne zu schießen; denn die Lagereinfriedigung war wirklich ein Hindernis, das zu überwinden seine Zeit gedauert hätte.

Wenn wir des Nachts auf den zerlegenen Strohsäcken von weltenfernen Gefilden träumten, schreckte uns manchmal ein gellender Ruf auf, der sich wie ein Echo fortpflanzte, bis er schließlich an seinem Ausgangspunkt erstarb.

Jeder Posten meldete von Zeit zu Zeit dem nächsten, daß alles k l a r sei, und wenn sich die Ablösung oder eine Patrouille näherte, wurde doppelt laut geschrien: „Halt! Wer da?" Das klang manchmal beinahe aufregend, wenn die Antwort des „Freundes" nicht sofort erscholl; aber sie blieb nie aus. Man gewöhnte sich bald an das Zeremoniell und wußte, daß man gut behütet war.

Sie alle, die auf ihren hohen und langen Holzbrücken an der Lagermauer in müdem Schritt hin- und herpendelten, hätten ja das „Anschießen" so leicht gehabt. Sie alle standen im Dunkeln, doppelte Lampenketten erhellten die innere Seite der Umfriedigung, alle 15—20 Meter patrouillierte ein bis an die Zähne bewaffneter Posten. Man hätte also gleich von zwei Seiten angeschossen werden können. Die Mauern und Postenstände waren nur im Sturm zu nehmen, durch Massenangriff; aber niemand dachte ernsthaft daran.

Fluchtgerüchte tauchten hin und wieder im Lager auf. Es gab wirklich jeden Tag solche Neuigkeiten. Wer sie nur immer erfinden mochte?

Unter mehreren tausend Menschen, die so eng beieinander lagen, konnte ein Geheimnis nur gewahrt bleiben, wenn man es in seiner Brust vergrub. Aber es gab noch eine andere Möglichkeit: Nur solchen Männern sich anzuvertrauen, die sich als unbedingt verläßlich bewährt hatten und geneigt waren, um einer guten Sache willen zurückzustehen oder aber — sich einem Plane zu unterwerfen.

Ich fand solche Männer, zwei erst und dann noch zwei: Fünf Mann wollten aus dem Lager auf einmal fliehen! Das war absurd, das mußte schief gehen. Jeder von uns sagte sich zunächst dasselbe, aber keiner wollte verzichten.

Der eine hatte die günstigste Stelle im Lager ausfindig gemacht, an der einzig und allein der Versuch unternommen werden konnte. Der zweite hatte die Methode ausgeklügelt und besaß besonders große Fäuste, um bei körperlicher Arbeit seinen Mann zu stellen; der dritte war mit den Häfen an der Ostküste Englands gut vertraut, ebenso mit allen seemännischen Dingen; der vierte — ja warum ging der vierte mit? — er war ein solcher Prachtkerl, daß alle, die ihn kannten, für ihn durchs Feuer gegangen wären, alle; der fünfte übernahm die Führung, weil er Englisch sprach und das Land kannte: das war ich. Also konnte keiner ausgeschlossen werden.

Unter nächtlichem Himmel, wenn der Zapfenstreich längst verklungen war und nur noch ein paar Abendbummler die Hauptstraße des Lagers abwanderten, fanden wir uns fast täglich zusammen, zu zweit, zu dritt, kaum zu fünft. Unter nächtlichem Himmel gelobten wir uns in die Hand, zusammenzuhalten und zu schweigen, nie und nimmer einander im Stich zu lassen, sondern das Leben einzusetzen, wenn es galt. Wir wußten genau, wo für den einzelnen die Gefahr am größten war. An Gründlichkeit in der Vorbereitung unseres Fluchtplanes durften wir es nicht fehlen lassen.

*

Der Blick nach Osten, den wir von unserer Dachluke aus hatten, fiel auf Gärten und Viehweiden, klein und eingefriedigt. Mehrere Gemüsegärten reichten bis an die Lagermauer heran. Ein schmaler Weg führte rings um die Gefangenenstadt herum. Die Wachen benutzten ihn bei der Ablösung, ebenso die Offiziersrunden und Patrouillen. Im ganzen war das Blickfeld sehr begrenzt. Eine Häuserreihe, dieselbe, mit deren weiblichen Bewohnern manche eine drahtlose Verständigung versuchten, schloß die Grünflächen im Hintergrunde ab.

Am nördlichen Ende der Häuserreihe lugte ein Kirchlein aus grünem Gebüsch, anheimelnd und anlockend; denn hier, so fühlten wir, herrschte Stille und Einsamkeit, wenn nicht gerade ein Gottesdienst oder eine Trauung stattfand. Das Kirchlein hatte es uns angetan. Wir maßen mit den Augen die Entfernung von der Mauer bis hinüber zu den Bäumen und Hecken, es mochten etwa hundert Meter sein, zählten die Zäune und Planken, die bei einer Flucht zu überwinden waren, zeichneten nach Augenmaß immer wieder neue Skizzen, um uns gegenseitig die topographische Beschaffenheit des schwer zu erforschenden Gebietes klarzumachen.

Die Sache hatte aber einen Haken. Mitten auf die Lagermauer stieß im rechten Winkel von außen eine Quermauer, die zwei Gärten trennte. Ein Mauerpfeiler im Innern des Lagers, genau an der Stelle, wo sich ein kleines Waschhaus an das Gemäuer anlehnte, machte es uns unmöglich, genau festzustellen, an welchem Punkte die Quermauer auftraf. Und das war für uns von größter Wichtigkeit; denn wir beabsichtigten, in dem Waschhaus die Lagermauer zu durchbohren und rechter Hand von der Quermauer herauszukommen, um nicht dem Wachtposten, der

nur ein paar Meter von dem Häuschen entfernt zur Linken aufgestellt war, geradeswegs vor das Gewehr zu laufen. Der nächste Posten zur Rechten war ein paar Meter weiter weg. Er fiel kaum ins Gewicht, weil in dem Garten die prächtig umwucherten Spaliere und Bohnenstangen die denkbar beste Deckung gegen Sicht gewährten. Aber wie gesagt, der wichtigste Punkt blieb ungeklärt.

Unter die Dielen der Bodenkammer, in der die Blaujacken ihr Gefangenendasein fristeten, waren eigenartige Schätze versenkt worden, damit sie den Engländern bei ihren Inspektionsreisen nicht in die Hände fielen. Die „Seehunde" wußten, was sie taten, wenn sie ihre „feine Kluft" samt Hut und Schuhen, die sie nach ihrer Rettung zunächst bekommen hatten, ein Jahr lang den Augen der Öffentlichkeit entzogen und mit ihrem blauen Zeug vorlieb nahmen. Im übrigen war ja das Tragen von Zivilkleidern den Militärgefangenen längst verboten worden, ja, die Sachen waren unverzüglich an die Engländer zurückzugeben. Das geschah bis auf die Anzüge und Mäntel, die „aufgetragen" waren, und das waren merkwürdigerweise fast alle.

Eine solche „aufgetragene" Garnitur, an der noch kein Nahtrand fadenscheinig glänzte, erstand ich gelegentlich für ein Pfund Sterling, ein Kapital für einen Kriegsgefangenen, der in Monatsfrist nicht mehr als 30 Schillinge in die Hände bekam. Der Anzug paßte vorzüglich, hatte englischen Schnitt und — war niemand in Farbe und Aussehen bekannt, außer den Blaujacken selbst, die aber den Mund zu halten wußten.

Von dem Bestehen der Fünferkolonne ahnte kein Mensch etwas. Durch die unzähligen Fluchtparolen, die immer wieder das Lager durchschwirrten, waren alle Schwätzer mit der Zeit mundtot gemacht und Lügen gestraft worden.

„Der reißt schon längst nicht mehr aus", spotteten manche, die nur hören wollten, ob ich mich noch mit Fluchtgedanken trüge.

Es war geradezu rätselhaft, daß jeder von uns fünfen Zivilkleider aufzutreiben wußte. Einiges hatten uns natürlich auch die Internierten vererbt, aber es war ja schließlich Nebensache: wir hatten's eben.

Ehe der erste Schritt ins Ungewisse getan wurde, traten wir fünf eines Abends verstohlen zu einer kurzen Beratung zusammen, bei der endgültig entschieden wurde, daß zwar alle denselben Weg aus dem Lager zu benutzen hatten, im übrigen aber die Reise in zwei Abteilungen, gegliedert in eine Dreimänner- und eine Zweimännergruppe, ausgeführt werden sollte. Trotz innerer Begeisterung für den großen Plan betrachteten wir die Dinge mit Nüchternheit. Der Erfolg allein konnte das Wagnis rechtfertigen. Mißerfolg konnte den Tod für uns und Verschlechterung der Lage für Tausende bedeuten. Wir hungerten ja so sehr nach diesem Erfolg. Es mußte wirklich alles aufgeboten werden, was in unseren Kräften stand, um den Plan zu verwirklichen.

Ich übernahm vereinbarungsgemäß die Führung der Dreimännergruppe, bestehend aus einem Unterseebootslotsen, namens Volkmar, einem Fähnrich zur See, der als Beobachter auf einem Flugzeug mit seinem Führer in der Nordsee aufgefischt worden war, und mir. Der Lotse Volkmar kannte die englischen Häfen wie seine Westentasche, wußte alle deutschen und englischen Minensperren aus dem Kopfe und war vom Scheitel bis zur Sohle ein Seemann. Friesland war seine erste Heimat, die See seine zweite. In seinen Augen leuchtete ein geheimnisvolles Feuer, wenn er von seinen Fahrten und Abenteuern erzählte, und er erzählte gut und gern, daß es eine Lust war, seinen Worten zu lauschen. Wieviel bei seinen Geschichten aus seiner blühenden Phantasie entsprang, konnte uns wenig bedeuten. Wir, die wir ihn kannten, hatten ihn gern, weil er nicht totzubringen war und immer wieder eine neue Seemannsmär aufzutischen wußte. Dabei spickte er seine Sprache mit Plattdütsch und Seemannslatein, und an einem gesunden Humor fehlte es ihm nie. Die Sprache seiner Augen haben wir nie recht deuten können. In seinem Lotsendienst, dem er auch in Friedenszeiten oblag, hatte er sich ein flüssiges Seemannsenglisch mit gutem Akzent angeeignet. Er war also ein Mann, den wir gebrauchen konnten.

Halt! — da war ein Punkt, der gegen ihn sprach: sein Aussehen. Keine Spur von Engländertum lag in seinem Wesen, nein, man hätte ihm auf den Kopf zusagen können, daß er alles andere als ein Engländer sei. Tiefschwarzes Haar — er trug vorläufig noch einen Spitzbart, der später dem Messer zum Opfer fiel — breite Schultern, gedrängter Körperbau, schmal um die Hüften, kurz die Beine. Wer wollte da einen Engländer aus ihm machen? Trotzalledem, es wurde versucht.

Der Fähnrich Helm hatte im Lager vielleicht die meisten Verehrer. Er galt als ein wirklich „patenter Kerl" und war es auch. Arm von Haus aus — wie der Lotse auch —, brachte er es doch fertig, seine spärlichen Postpakete geteilt als Preise bei sportlichen Veranstaltungen auszusetzen. Er veranstaltete unter den Soldaten zu ihrer Zerstreuung Wettspiele und zeichnete die Sieger aus. Sein Wesen war geradezu, ganz ohne Umschweife und Redensarten, und er wurde nie mißverstanden. Mit Seemannsgang, die Pfeife im Mundwinkel, wankte er durchs Lager, und jeder sah ihm gern in die klaren, blauen Augen, in denen der Wille zur Tat geschrieben stand. Die Engländer, denen der Bengel auch auffiel, nannten ihn halb mit Recht den preußischen Junker; denn es lag auch durchaus etwas Aristokratisches in seinem Wesen.

Wenn wir drei bei Mondschein oder nächtlichem Nebel mit dampfenden Rauchkolben — an Tabak fehlte es uns nie — zwanzig-, dreißig-, ja hundertmal denselben Weg entlang schlenderten, da war es uns sehr wohl ums Herz, obgleich die Welt uns „mit Brettern vernagelt" war; aber wir sahen doch einen Ausweg, ganz bestimmt, wir sahen, wir fühlten die Freiheit vor den Toren.

Die beiden, die für sich allein die Reise zu machen hatten, waren ein preußischer Grenadier und ein Unterseebootsheizer. Der Grenadier sprach leidlich Englisch. Was die Schule nicht ganz fertiggebracht hatte, lauschte er den Engländern ab, mit denen er täglich als Dolmetscher eine Zeitlang arbeitete. Der Heizer, ein ruhiger, kräftiger Mann, schloß sich ihm an. Er sprach so gut wie kein Englisch und verließ sich ganz auf seinen Kameraden von der Landarmee.

3. Die Sechswochenschicht.

Unser Lager in seinem Urzustand hatte einstmals einem friedlichen Soldatenleben viele Jahrzehnte gedient. Später war dicht dabei eine moderne Kaserne errichtet worden, und wir Kriegsgefangenen richteten uns, so gut es ging, in dem verlassenen Soldatennest ein. Dies hatte den Vorteil, daß uns auch alle möglichen Wirtschaftsgebäude zur Verfügung standen, alte unansehnliche Bauten, die aber ihren Zweck noch voll und ganz erfüllten, am Anfang wenigstens.

An der Ostmauer stand nun jenes kleine Waschhaus, das für unsere Zwecke wie geschaffen war. Es barg nämlich in seinem Innern neben einigen Waschkesseln und Spülbecken eine ganz wunderbare Einrichtung, einen Wäschetrockenapparat mit drei auf Schienen laufenden, hohen Schiebern, die mit einem Gestänge versehen waren zum Aufhängen der Wäsche. Nach oben zu war der Apparat mit Metallplatten verschlossen. Die Wärme wurde ihm von unten her durch einen Kanal, der mit einem der Kessel in Verbindung stand, zugeführt, und zwar trat die Hitze durch eine Art weitmaschigen Rost in den Trockenapparat ein. Dieser Metallkasten mit den drei Schiebern wurde von uns kaum benutzt. Wir trockneten meist unsere Wäsche — so arg viel war das gewöhnlich nicht — entweder im Freien oder am Ofen.

Der Trockenapparat stieß mit einer Schmalseite hinten auf das Gemäuer des Gebäudes, bei dessen Bau ein kluger Architekt insofern gespart hatte, als die Lagermauer zugleich die Rückwand des Hauses bildete.

„Töf mal", sagte der Lotse, als er die Einrichtung in Augenschein nahm, „wenn das Ding bloß eine Nase lang weiter rechts läge, dann wär' uns geholfen." Er dachte dabei an die Quermauer, die ungefähr an der Stelle draußen auftreffen mußte. Das Ding lag aber keine Nase lang weiter rechts, es stand an einer Wand, die das Innere des Waschhauses teilte, und nebenan befand sich nur ein Waschkessel.

Wir überprüften den Fall und zweifelten keineswegs, daß uns das Glück hold sein würde. Es wurde auch gar nicht lange gefackelt, da ging es schon an die Arbeit — vorsichtig, ganz vorsichtig.

*

(Fortsetzung folgt.)

Der Sohn der Mondgöttin.

Skizze von **Hans Soltau.**

„Also Trenton ist auch tot“, bemerkte Oberst Burley und ließ die Zeitung sinken, „ich lese hier eben die Nachricht in den „Times“. Schade, war ein famoser Kerl!“

„Sie haben ihn gut gekannt, Herr Oberst?“ fragte einer der Herren der Tafelrunde.

„Das kann ich wohl sagen. Wir waren lange in Afrika zusammen und haben allerlei miteinander durchgemacht. Mir fällt da ein Erlebnis ein, wo Trentons Geistesgegenwart und Verschlagenheit uns aus einer schwierigen Lage retteten. Wenn es die Herren interessiert, will ich es Ihnen erzählen.

Trenton und ich kannten uns von Harrow her, hatten uns dann aber aus den Augen verloren. Ich trat bei den „Black Guards“ ein, nahm später einen zweijährigen Urlaub, um mir Afrika etwas näher zu besehen. Ich war den Nil hinauf nach Dongola gefahren und wollte über El Fascher zum Tschad. Zwei Tage vor meinem Aufbruch hörte ich von einem anderen Europäer, der eine Expedition ins Innere zusammenstellte. Natürlich sah ich mir den Mann an: Es war niemand anders als Trenton. Als Bergingenieur sollte er im Auftrage eines großen Minenunternehmens im Wadai feststellen, ob das Gerücht von dortigen Goldfunden auf Tatsachen beruhte. Wir hatten also den gleichen Weg, und es verstand sich von selbst, daß wir zusammen blieben.

Die Reise ging anfangs glatt von statten; dann aber zeigten sich unerwartete Schwierigkeiten. Wir hatten eine ziemlich öde Strecke hinter uns und atmeten auf, als wir endlich wieder in fruchtbare Gegenden kamen, wo wir unsere knapp gewordenen Vorräte ergänzen zu können hofften. Eines Abends lagerten wir in der Nähe eines großen Dorfes, Meroe. Trenton und ich begaben uns hinein, um den Häuptling um freien Durchzug und vor allem um Lebensmittel zu bitten. Gegen alles Erwarten zeigte sich der alte Herr aber widerspenstig. Weiße Sklavenjäger hatten vor einigen Monaten eins seiner Dörfer überfallen. Seitdem wollte er von allen Europäern nichts mehr wissen. Er war nicht gerade feindselig, aber jedem vernünftigen Zuspruch unzugänglich.

Enttäuscht kehrten wir ins Lager zurück. Die Lage war schwierig. Ließ uns der Häuptling nicht durch sein Gebiet, so mußten wir einen weiten Umweg machen. Vor allem brauchten wir Lebensmittel. Unsere eingeborenen Träger, die infolge der Entbehrungen der letzten Tage schon recht schlechter Stimmung waren, sahen uns unseren Mißerfolg natürlich sofort an. Auch ihretwegen mußte etwas geschehen, wenn sie nicht aufsässig werden sollten.

Vor unserem Zelte sitzend berieten wir. Trenton hatte seine gute Laune bald wieder; er zweifelte nicht, daß wir einen Ausweg finden würden. Plötzlich hob er den Kopf: „Sagen Sie, Burley, haben Sie vorhin auf dem Wege ins Dorf den großen Steinblock gesehen? Wo mag der wohl herkommen? Steine gibt es sonst doch hier nicht.“

„Ja, der ist mir auch aufgefallen. Vielleicht Rest eines Meteors oder sowas Ähnliches.“

„Könnte stimmen. Das paßt ja großartig. Nun werden wir das Kind schon schaukeln.“

Seiner Gewohnheit gemäß verriet Trenton sein Vorhaben nicht, aber fast die ganze Nacht hindurch war er draußen beschäftigt. Ich wußte, daß er sich bei solchen Gelegenheiten nicht gern beobachtet sah, und überließ ihn daher sich selbst. Gegen Morgen erst kam er ins Zelt und warf sich auf sein Lager. Doch früh schon war er wieder munter.

„Wenn's Ihnen recht ist, gehen wir gleich noch mal zum Häuptling“, meinte er, „ich habe noch mit ihm zu reden.“ —

Die schwarze Majestät empfing uns inmitten ihres Hofstaats. Trenton hielt sich nicht lange mit Vorreden auf, er ging immer gleich aufs Ganze.

„Du hast mir gestern Durchzug und Lebensmittel verweigert. Ich rate dir, die Sache noch mal zu überlegen. Heute nacht ist mir meine Mutter, die Mondgöttin, erschienen; sie wird dich und dein Dorf zerschmettern, wenn ihr euch nicht willfährig zeigt.“

Das war starker Tobak, ich hatte Bedenken, ob der Andere ihn schlucken würde. In der Tat trat ein höhnisches Lächeln auf die breiten Lippen des Häuptlings: „Du der Sohn der Mondgöttin? Das müßtest du mir erst einmal beweisen.“

Nichts anderes hatte Trenton gewollt. „Du verlangst einen Beweis? Gut, du sollst ihn haben“, erwiderte er. „Du kennst den großen Stein da draußen. Woher kommt er?“

„Ich weiß es nicht. Man sagt, er sei aus der Sonne heruntergefallen.“

„Nun, von der Sonne gerade nicht, wohl aber vom Monde“, war Trentons Erwiderung, dem keine Antwort des Schwarzen gelegener hätte kommen können. „Und da er vom Monde kommt, habe ich Macht über ihn. Ich werde ihn verschwinden lassen.“

„Ihn verschwinden lassen? Das kannst du nicht. Sechs starke Männer vermögen den Stein nicht zu heben!“ lautete die ungläubige Antwort.

„Nun gut, du wirst selbst sehen. Komm' mit!“

Mit dem Häuptling und fast seinem ganzen Dorfe schritten wir auf den bedeutungsvollen Stein zu. In etwa hundert Meter Entfernung von ihm gebot Trenton halt. Er selbst machte noch einige Schritte und begann dann unter fürchterlichen Grimassen und entsprechenden Gliederverrenkungen allerlei Hokuspokus, um sich schließlich zu Boden zu werfen und die Erde wie anbetend mit der Stirn zu berühren. Fast im gleichen Augenblick ertönte eine furchtbare Detonation und der eben noch allen deutlich sichtbare Block war verschwunden.

Von panischem Schrecken ergriffen, stürzten die Schwarzen dem Dorfe zu; nur der Häuptling brachte so viel Selbstbeherrschung auf, bei uns auszuharren, wenn auch sein aschgraues Gesicht und die schlotternden Knie verrieten, daß ihm dieser Beweis seines Mutes nicht leicht fiel.

„Du hast wahr gesprochen“, stieß er endlich hervor, „du bist wirklich der Sohn der Mondgöttin. Verzeih' mir. Ihr könnt nehmen, was ihr wollt, und niemand wird euch auf dem Wege durch mein Gebiet hindern.“ —

Noch am selben Tage setzten wir, reichlich mit allem Nötigen versorgt, unseren Marsch fort. „Wie gut, daß ich genügend Dynamit und die elektrische Anlage für die Gesteinssprengungen bei mir hatte“, meinte Trenton schmunzelnd, als wir nebeneinander ritten, „sonst wäre es mir wohl schwer gefallen, den alten Knaben davon zu überzeugen, daß ich der Sohn der Mondgöttin bin.“

Tonfilm.

Skizze von **Paulrichard Hensel.**

Sie hatte mit Raoul Winter, ihrem Partner, einen fröhlichen Abend verlebt. Aber um elf Uhr war sie schon wieder im Atelier. Auf ihrem Tisch im Hotel lagen Briefe der Mutter und ihres Freundes Reinhard, aber dafür fand sie jetzt keine Zeit. Die neue Welt hatte eine Art Fieber in ihr geweckt, das unruhig machte, vorwärts trieb und kein Nachdenken zuließ. Das war nicht das Spiel allein, der Ehrgeiz — nein, die freundlichen Menschen, der Aufwand, den man um sie trieb, ein ganz neues Gefühl, jung zu sein und doch schon von Bedeutung.

Es ergab sich ganz von selbst, daß sie mit Winter viel zusammen war. Sein Zynismus, seine Art, mit ihr umzugehen, hatte sie anfangs verwundert. Dann ordnete sie sich unter. Sie gefiel ihm, das wußte sie. Aber sie wußte auch, daß dies ein unbeschwertes und ganz amüsantes Gefallen und viel schöner war als das andere Leben, in dem alles einen Sinn hatte, der es weniger froh und ungebunden machte.

Der Regisseur nahm seinen Platz neben dem Kameramann ein. Leuchtschrift flammte auf: „Ruhe!“ Dann setzte das wechselnde Spiel der Lichter ein, welche die Stimme des Regisseurs ersetzen sollten. Raoul Winter stand vor Betty, in einem Raum, der ihr Heim darstellte. Sie kannte ihre Rolle gut. Langsam erhob sie sich; die Hand, welche die andere zum Abschied fassen sollte, stockte, hob sich, legte sich um den Hals des Mannes, und leise kam das Wort „Bleib . . .“

Ihre Augen waren von Raouls Blick gefangen. Es standen Verlangen, Freude, der Widerschein tausend verliebter Worte darin, die sie spielerisch gesprochen hatten. Und über allem etwas Sicheres, Unabwendbares —

An seinem Kopf vorbei sah sie das Flackern der Lampe. „Halt! Noch einmal!“ Ganz verwundert sah sie um sich, fast hätte sie das Atelier vergessen.

Und wieder dieselbe Bewegung, und wieder dasselbe Wort „Bleib . . .“

Und unerbittlich wieder das Signal „Zurück! Noch einmal!“

Raoul lächelte. Ganz ruhig sah er in Bettys nervös gewordenes Gesicht. Und als ertrügen ihre Nerven die Spannung nicht mehr, warf sie beide Arme hoch, und es war wie ein Schrei, der nicht zurückgehalten werden konnte: „Bleib!“ —

Nach den Aufnahmen stieg sie in Raouls Wagen. Er hatte den Arm um sie gelegt. Vielleicht liebte sie ihn, vielleicht belog sie sich nur damit.

Zwei Tage später stellte sich der Regisseur im Atelier vor sie hin: „Das ist nichts, Betty. Die Szene gefällt mir nicht. Banal und alltäglich. Also schön“, setzte er gutmütig hinzu, als er verwundert sie erbleichen sah, „versuchen wir es noch einmal!“

Sie standen sich wieder gegenüber, Raoul und Betty. Sie sah in das sarkastische, kühle Gesicht des Mannes. Sie dachte an das Erlebnis nach der letzten Aufnahme, das für sie einschneidend, groß, bedeutsam sein mußte. Sie hörte noch die Worte im Ohr „Banal und alltäglich . . .“ Und mit einem Male stand ein ganz neues, erschreckendes Bild vor ihr: All dies würde weiter leben, ihre Bewegungen, ihr lockendes Wort, das Hinsterben der Augen. Alles gegeben für eine Laune, einen Schmerz. Er würde es sehen, der jetzt fern war und auf sie wartete. Tausende würden es sehen. Sie wird dreißig Jahre, vierzig Jahre alt werden, ein anderer Mensch, vielleicht mit einer großen Liebe. Und dies schmale Zelluloidband lebte weiter, verräterisch. Wahnsinniger Gedanke, sich selbst, mit dieser Stimme, vielleicht nach Jahren zu hören.

Automatisch hoben sich die Arme. Dann flimmerte es vor Bettys Augen. „Ich kann nicht . . .“ kam es über ihre Lippen. Dann sank sie ohnmächtig hin.

Der Operateur kurbelte. Der Regisseur machte einen Strich durch die aufgeschlagene Seite des Drehbuches, aber er hatte ein zufriedenes Gesicht. „So können wir es ja auch machen“, sagte er zu Betty, als sie in ihrer Garderobe die Augen wieder aufschlug. —

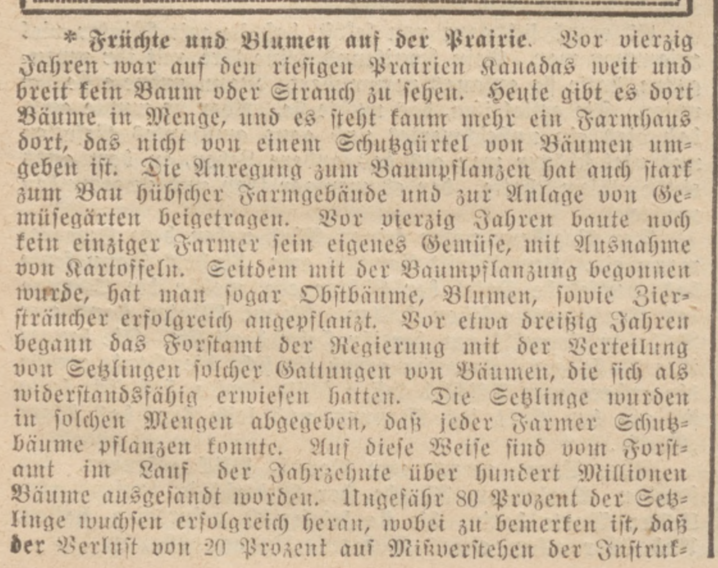
Bei der Erstaufführung saßen sie in der Loge: Im Hintergrund Raoul Winter und der Regisseur, welche die geschäftlichen Aussichten des Films besprachen, und an der Brüstung Betty und Reinhard, ihr Verlobter. Sie sahen gespannt auf die Leinwand, aber ihre Hände lagen ineinander. Und als einmal der Druck von Bettys Hand fester, erregter wurde, neigte sich Reinhard zu ihr und sagte leise: „Ich wußte gar nicht, daß du eine so gute Schauspielerin bist.“

„Bin ich das wirklich?“ fragte sie zurück.

Ihre Augen waren im Dunkeln nicht zu erkennen.



Bunte Chronik



*** Früchte und Blumen auf der Prairie.** Vor vierzig Jahren war auf den riesigen Prairien Kanadas weit und breit kein Baum oder Strauch zu sehen. Heute gibt es dort Bäume in Menge, und es steht kaum mehr ein Farmhaus dort, das nicht von einem Schutzgürtel von Bäumen umgeben ist. Die Anregung zum Baumpflanzen hat auch stark zum Bau hübscher Farmgebäude und zur Anlage von Gemüsegärten beigetragen. Vor vierzig Jahren baute noch kein einziger Farmer sein eigenes Gemüse, mit Ausnahme von Kartoffeln. Seitdem mit der Baumpflanzung begonnen wurde, hat man sogar Obstbäume, Blumen, sowie Ziersträucher erfolgreich angepflanzt. Vor etwa dreißig Jahren begann das Forstamt der Regierung mit der Verteilung von Setzlingen solcher Gattungen von Bäumen, die sich als widerstandsfähig erwiesen hatten. Die Setzlinge wurden in solchen Mengen abgegeben, daß jeder Farmer Schutzbäume pflanzen konnte. Auf diese Weise sind vom Forstamt im Lauf der Jahrzehnte über hundert Millionen Bäume ausgesandt worden. Ungefähr 80 Prozent der Setzlinge wuchsen erfolgreich heran, wobei zu bemerken ist, daß der Verlust von 20 Prozent auf Mißverstehen der Instruktionen oder Vernachlässigung zurückzuführen ist. Welchen Einfluß die Baumpflanzung auf den Gemüsebau hatte, beweisen die Berichte der Forstinspektoren. Auf 7 600 durch Bäume geschützten Pflanzungen gibt es 6 800 gute Gemüsegärten, 2 700 hatten kleine Obstgärten mit Erdbeeren, Himbeeren und Johannisbeeren und 400 hatten Obstgärten mit Apfel-, Kirsch- und Pflaumenbäumen einer widerstandsfähigen Gattung.

*** Eine Stadt mit zweierlei Eherecht.** Dieses Kuriosum wird es in der Woiwodina (Südslavien) geben. Die Stadt Neusatz (Novisad) will sich mit dem am gegenüberliegenden Ufer der Donau gelegenen Ort Peterwardein (Petrovaradin) in Groß-Neusatz vereinigen. Da vor der Entstehung Jugoslaviens in Neusatz das ungarische, in Peterwardein dagegen das kroatische Gesetz galt und bisher noch keine Vereinheitlichung der Gesetze durchgeführt wurde, ist in Neusatz nach ungarischem Recht die Zivilehe rechtsverbindlich, während Peterwardein nach kroatischem Recht nur die kirchliche Ehe kennt. Die Großneusatzer werden also nach Belieben entweder kirchlich oder zivil getraut werden können. —

*** Der Herr Explosionsingenieur.** In den letzten Jahren hat der Kriegsfilm in der Zelluloidstreifenproduktion einen hervorragenden Platz eingenommen. Von etwas plumpen Anfängen an gab es eine aufsteigende Linie der Entwicklung bis zu den Filmen, die fast mit Geschichtstreue kriegerische Ereignisse malten. Diese Kriegsfilme schufen einen neuen Beruf: den Explosionsingenieur, der ein Künstler in seinem Fach sein muß. Jetzt gibt es in Hollywood allein bereits fünf größere Filmgesellschaften, die ihren eigenen Explosionsingenieur haben. Dieser Spezialberuf bringt im Monat etwa 3000 Mark Gehalt ein, aber das Zweihundertfache dürfte jährlich für die verwendeten Explosivstoffe und Chemikalien ausgegeben werden! Es kommt hier natürlich besonders auf ihre täuschend naturechte Wirkung an. Von diesem Standpunkt betrachtet, darf festgestellt werden, daß man diese Absicht mit Erfolg verwirklicht hat. In das Arbeitsgebiet des Explosionsingenieurs fallen natürlich nicht nur die Einschläge von Granaten, Explosionen von Minen, sondern viele andere Dinge, die mit dem Kriege nicht zusammenhängen, wie Blitz, Vulkanausbrüche, Wolkenerzeugung.

*** Das Staatssiegel Chinas.** Das größte Stück der kostbaren fleischfarbenen Jade, dessen Existenz bisher bekannt geworden ist, soll zu dem Staatssiegel der Nanking-Regierung verarbeitet werden. Dieses Stück Jade ist sieben Zoll lang, etwas mehr als fünf Zoll breit und hat eine Dicke von fünf Zoll. Der Fundort ist das Hinterland der Provinz Sin-Kiang. Durch einen Zufall hörte der Vorsitzende des Provinzialrates von der Auffindung dieses Stückes, General Chinshujen. Er kaufte das auch in der Farbe prachtvolle Exemplar und machte es der Nanking-Regierung zum Geschenk, die es nun für das Staatssiegel bestimmt hat.



Lustige Rundschau

*** Weibliche Arithmetik.** „Wie alt sind Sie, gnädige Frau?“ — „Das ist leicht auszurechnen: Als ich mich verheiratete, zählte ich 18 Jahre und mein Mann sechsunddreißig, also das Doppelte. Nun ist mein Mann fünfzig Jahre alt, und da er doppelt so alt ist wie ich, so bin ich fünfundzwanzig Jahre alt.“

*** Opernfreunde.** Zwei Freunde besuchten eines Abends die Staatsoper. Es wurde „Carmen“ gegeben. Nach Schluß des ersten Aktes entspann sich folgender Dialog: „Ganz schön, aber wo bleibt denn eigentlich der Schwan? Ich habe doch gehört, daß im ersten Akt des „Lohengrin“ ein Schwan vorkommt.“ — „Ja, aber weißt du denn nicht, daß heute nicht „Lohengrin“, sondern „Carmen“ gegeben wird?“ — „Und da bleibe ich noch eine Minute hier? Von „Carmen“ kenne ich doch jeden Ton.“

*** Liebesgeflüster.** „Mimmi, würdest du mit mir so bis ans Ende der Welt gehen?“ — „Ja, Hans! Aber zum Abendbrot muß ich wieder zu Hause sein!“

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.